

Plakette  
von S. Jobst  
in Darmstadt.



Erinnerungs-  
gabe der Gr.  
Regierung.

## Gießener Professoren.

### Friedrich Gottlieb Welcker in Gießen\*).

Vor hundert Jahren begab es sich, daß wieder einmal die deutsche Gelehrten- und Kulturgeschichte überging, fast in dem Grade wie zur Zeit der Reformation und des ersten Humanismus. Die Wissenschaften gewannen in der Richtung auf unendliche Ziele organischen Zusammenhalts, die Encyclopädie war nicht aufgegeben, aber verinnerlicht. Man stand noch sicher im Reichtum fortgeerbter Kenntnis und hatte doch überall jenen Mut, den Goethe an Euler rühmt: „von vorn anzufangen“ und neu zu bauen. Zwischen der Wissenschaft und den ihr zugetanen Individuen fand eine verlebendige Wechselwirkung statt, und es war ein Schritt nur, kein Sprung, wenn durch dieses „höhere Leben“ das Verhältnis des Gelehrten zum Staate neu formuliert wurde. Von der „Bestimmung des Gelehrten“ zu den „Reben an die deutsche Nation“ hat Fichte den Weg durch überleitende Ideen gefunden.

Unserer Kultur sind nicht viele solcher Festzeiten beschieden gewesen; es lohnt sich schon, in unstäter Gegenwart jener Lage äußerer Not und innerer Kraft zu gedenken. Gießen zeigt damals einen Namen, der den Ort ehrt und ihn überragt: Friedrich Gottlieb Welcker. Der Pfarrerssohn aus Oberosleben hat hier studiert, er war Lehrer am Pädagog und Professor an der Universität. Hierher ist er 1808 aus Rom, 1815 aus Kopenhagen zurückgekehrt; 1814 zog er mit den hessischen freiwilligen Jägern nach Frankreich. Eine Fülle des Schauens und Wollens liegt in diesen Jugendjahren noch üppiger hingebreitet — als Welcker 1819 nach Göttingen übersiedelt, mündet all dies reiche Wesen in seine Wissenschaft, der Philolog und Archäologe ist abgegrenzt gegen die Vielgestaltigkeit flutenden Geistes.

Am 1. Juli 1802 schreibt der Vater Friedrich Philipp an den Sohn Friedrich Gottlieb: „Auch das ästhetische Fach nach Deiner Lage und Umständen zu bearbeiten, und über-

haupt nach einer allgemeineren Bildung zu streben, halte ich bei Deinen Anlagen und bereits erworbenen Kenntnissen für recht und lobenswert.“ Von dieser „Bildung“ soll hier die Rede sein; das Wort war damals zugleich feiner und stärker als im heutigen verflissenen Gebrauch, noch näher dem Verbalstamme — wir sollen erfahren, wie aus Mitgabe und Aufgabe eine Persönlichkeit sich formt.

Welcker war empfindsam, von erregbarem Gemüt und bis zum Schmerz ins Ich eindringender Auffassung. Er hat viel und innig Jean Paul gelesen. Brüderlich verwahrt er die Schwester Karoline und kennzeichnet sich selbst dabei: „Ich wünschte wirklich, Du möchtest nicht viel Poesisches lesen, weil Du es immer in Dir nachlebst — und was vielleicht in dieser Tiefe und Schärfe das lebende Vorbild des Dichters nicht empfunden — in Dich aufnimmst. Vorzüglich ist der gute Richter in dieser Hinsicht gefährlich. Er weiß das Schmerzliche so abzustimmen und dann mit sicherer Hand so auf einen Punkt zart aber tief ins Herz einzubohren — die Dichter müssen das — in der Gewalt die sie ausüben über die Herzen fühlen sie sich — aber sie denken sich unangegriffen oder gar spröde Herzen — und suchen die zu bezwingen. Ist man zu empfänglich, so gibt man sich wirklich fast zum Opfer an sie hin.“

Solche Energie in der Aufnahme dichterischer Eindrücke kommt uns märchenhaft vor, sie ist aber wirklich betätigt worden. Welcker erlebt die Doppelseitigkeit sentimentaler Stimmung und er entdeckt sich in der Landschaft. Auf der Reise nach Italien, von Leuk im Wallisischen, gibt er dem Freunde Friedrich Briegleb folgenden Bericht: „In solchem Mondschein bin ich noch nicht gegangen — so hat mich noch keine Luft angewehet. Die italienischen Grillen schwirren im Abend ihr durchdringendes Konzert, und der ganze Abend war wie die Sommerabende meiner Kindheit. Aber auf die große Freude folgte eine Bückung, eine ganz schlaflose Nacht, und darum mußte ich's aufgeben, heute weiter zu gehen. Der ganze Weg war mir so melancholisch, und viel Leidendes in mir, es hing aber mit der Trennung von Euch allen zusammen, und konnte so nicht ohne süßes sein, weil es mich immer mit Euch beschäftigte.“ In einer Note zur Übersetzung der Elegien des Jeremias [1810] sagt Welcker: „Die Stärke liegt nicht darin, daß die stille Nacht die Klage merklicher hebt, sondern daß selbst die Nacht nicht Ruhe gewährt.“ Er geht ein auf Karolinens Träume, und noch während der griechischen Reise [1841–43] greift er nach den schwebenden Bildern des Schlummers. Gefellen wir uns diesem schwermütigen Jüngling, so wird uns der Horion im „Vesperus“ verwirklicht. Jean Pauls Gestalten sind von der Befeehlung des Zeitalters sowohl gehoben, als sie diese bestärken.

Empfindsam und weichlich denken wir leicht zusammen

\* Diese Darstellung soll meine früheren (Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1896 Nr. 97 und Mitteilungen des oberhessischen Geschichtsvereins Bd. 7 [1898]) ergänzen, nicht ersetzen. — Es stand mir ungedrucktes Material zu Gebote:

1) Briefe Welckers und seines Vaters wurden mir zugänglich durch gütige Bemühung der Frau Emilie Eckstein geb. Welcker († 1906) und ihres Bruders Hermann Welcker, Professors der Anatomie in Halle († 1897).

2) Ein Brief Welckers (in Abschrift) an Friedrich Briegleb steht in dessen „Excerpten und Notizen allerlei Art“, die mir Fräulein Emilie Briegleb bereitwilligst zur Verfügung gestellt hat.

3) Das Rgl. preussische Geb. Staatsarchiv in Berlin erschloß Herrn Geb. Hofrat Dr. Herm. Haupt und durch ihn auch mir Alten der aus Anlaß der Karlsbader Beschlüsse niedergesetzten Mainzer Untersuchungskommission. Ich fand dort Auszüge aus Briefen und persönlichen Aufzeichnungen Welckers (vgl. S. Haupt in der Festgabe des oberhessischen Geschichtsvereins zum Universitätsjubiläum 1907).

Die Nachschreibung der Handschriften habe ich unbedenklich erneuert; sie ist für Welckers Eigenart ohne Belang.

und urteilen ungerecht. Jene Menschen vertrugen wohl mehr Zartföhm ohne zu verzärteln. Wie aufrecht, wie männlich freimütig ist doch Jean Paul durchs Leben geschritten. Und bei Welcker hielt ein Streben nach Selbstbehauptung dem sanften Angestöhm der „night thoughts“ immer die Wage. Sich „recht unter die Menschen zu mischen mit frischem Sinn“ fordert er die bedrückte Schwester auf. Er selbst hat sich wohl manchmal in den Verkehr gezwungen, denn er kannte die Seligkeit des Alleinseins. Immer wieder stellt er sein Gleichgewicht her, ohne daß er darum Genüge fände am Alltag: „Du irrst Dich gewaltig, liebe Karoline, wenn Du mich so tief in der Philosophie glaubst. Mir kann vielmehr etwas Anklares und Fremdes und eigner Schmerz recht schwer anliegen — und wenn ich auch eine gewisse Höhe halte (die Region wo die gewöhnlichen Geistesfähigkeiten und die Beschäftigung, die nie ermattet, walten) so blicke ich doch nicht selten nach der unbewölkten Höhe hinauf, wo die Wenigen im heitersten Frieden wandeln.“

Sich selbst gegenüber und gegenüber dem Andrang der Probleme menschlicher Gemeinschaft festigt ihn ein unbedingter wissenschaftlicher Sinn. Welcker schwingt mit der Romantik, ihren Anregungen freudig hingegen, aber er bleibt dem guten Brauche des Aufklärungszwischenalters treu, nur durch Erörterung sein Gefühl und seinen Willen vor sich zu rechtfertigen und anderen zu deuten. Im Winter 1815 auf 1816 hielt er Vorlesungen „über die wichtigsten Verhandlungen und Verhältnisse unserer Tage“ — leidenschaftlich bewegt vor leidenschaftlichen Hörern —, und eben dabei bekannte er ernsthaft und streng: „Alle Verständigen wissen, daß Untersuchungen, die eine wissenschaftliche Form tragen, und von richtig bestimmten allgemeinen Ideen ausgehen, indem sie ein folgerichtiges Denken befördern, unordentliche Triebe bezähmen, welche nur bei beschränkten oder verworrenen Ansichten bestehen können.“ Freilich hat er nichts von der populärphilosophischen Annahme, als ob der „klare Begriff“ von heute auf morgen alles erledigen könne, dazu ergreift ihn zu tief ein Etwas, „das die Geschichte dunkel verrät.“ Goethe fühlte sich abgestoßen durch die „Absurdität“ des historischen Wesens; Welcker meint dasselbe, wenn er oft „die Aufhebung eines vernünftigen Verhältnisses von Ursache und Wirkung“ beklagt, er kennt gleichsam seine Angeduld und mahnt zur „Vorsicht, damit der Zufall so wenig als möglich schade.“ „Historische und philosophische Würdigung“ verlangt er für „das näher Politische.“ Politisch im weiteren Sinne sind ihm alle Fragen der Gesellschaft. Man darf wohl sagen, er vertrete ein historisch erläutertes Naturrecht, dem für die Erkenntnis der Natur des Menschen die Geschichte Quelle, nicht Norm ist. Nach Montesquieus „Esprit des lois“ hat ihn des Genfers De Lolme leicht idealisierende Darstellung der englischen Verfassung beeinflusst; zum Gleichnis des als schlechthin germanisch angesprochenen Staates ward ihm die Landschaft von Plön im Holsteinischen, „wo sich Wasser und Land umher so republikanisch mischen wie es sonst nicht leicht gesehen und wo Berg und Schloß wie ein König von England über freien und bei allen scharfen Abgrenzungen verträglichen Ständen emporragen.“ Und Welckers „Deutschheit“ ist darum so rein und innerlich, weil sie dem Bewußtsein eines Kulturanspruches entstammt und der Humanität nicht widerstrebt. Sie verbündet sich mit dem Deutschtum der Arndt und Zahn, aber sie deckt sich nicht damit. Dem achtzehnjährigen Studenten schrieb der treuherzige Vater: „Deine Fertigkeit im Griechischen gibt Dir einen großen Vorteil vor mir. Platos Republik habe ich nicht gelesen. Es freut mich, daß Du sie mit Wohlgefallen liest, und ich finde nur das zu erinnern, daß Du, da es ein Ideal ist,

nicht mißmutig und unzufrieden werden mögest, es nirgends realisiert zu finden.“ Die Utopie hat den Sohn nicht befangen; er fand wohl im platonischen Staate, was Kant ebendort verteidigt hat, die „notwendige Idee“ einer „Verfassung von der größten menschlichen Freiheit nach Gesetzen, welche machen, daß jedes Freiheit mit der andern ihrer zusammen bestehen kann.“

Welcker meint, „durch die Fortschritte der gesellschaftlichen Einrichtungen im Ganzen habe die freie Natur des Menschen von ihrer Kraft eingebüßt.“ Diese Einbuße soll die Erziehung ersetzen; so betrachtet ist Welcker, als Politiker Pädagog. Aus einem hohen weltliterarischen Gesichtspunkt hat er 1809 eine „kleine lyrische Anthologie vorzüglich für Declamirübungen der oberen Classen in Gymnasien“ herausgegeben und in der Vorrede gesagt: „Das Poetische und Lebendige sollte allem anderen vorgehn und in großer Mannigfaltigkeit nebeneinander stehn. Das muntere volle Leben soll ja in der Jugend nicht ängstlich zurückgedämmt, sondern auf die freie Trift des Schönen, Reinen und Genialen hervorgeleitet, und sie nur an den Stellen unvermerkt geschützt und bedeutet werden, wo sie sich vielleicht in Tiefen unkundig verlieren möchte.“ Später zeichnet er einmal das Ideal eines „Freistaates der Jugend, wo Kraft, Zucht und Biederkeit das alleinige Gesetz sind.“ Das ist aber der in Gemütsworten ausgedrückte Sinn wissenschaftlicher Wahrhaftigkeit. Er leite uns unbeirrt auch durch die Wirrnisse der politischen Kämpfe. Die Alten sind ihm hier wie überall „in das Leben gefolgt“ — er hat in jenen „Vorlesungen über die wichtigsten Verhältnisse und Verhandlungen unserer Tage“ dem Kapitel „über Erziehung und Kunst als wesentliche Teile der Politik“ ein Motto vorgelegt aus Pindars zweiter pythischer Ode: „In jeder Verfassung ist ein geradzüngiger Mann heilsam, in der Königlichen, wenn das unruhige Volk und wenn die Weisen [d. h. die Aristokraten] den Staat regieren.“ Vor der Ehrlichkeit des εὐδαιμόνων ὄψω schwindet auch der Abstand zwi-



Friedr. Gottl. Welcker.

schen Lehrer und Gelehrten; sie finden einander in der Hingabe an den Gegenstand, im Verkehr ihrer „freien Naturen.“ Die Aufsätze der Gymnasialen wurden unter Welckers Leitung zu Bekenntnissen, und den Studenten hätte er wohl zuzurufen können, was später Niebuhr dem Pyrrhus von Epirus nachsprach: „Ihr seid meine Schwingen.“ Auch die Grenzen möchte Welcker gangbar machen, die das Gelehrtentum abscheiden von der unstudierten Welt. Für seine Übersetzung aristophanischer Stücke wünscht er sich „Leser außer der Schule“ und er freut sich an dem „Interesse, das einige der geistreichsten Männer dieser Klasse an dem unvollkommenen ersten Versuch haben nehmen wollen.“

„Empfänglich und mitteilungsfertig“ soll nach Fichte der Gelehrte sein, und so ist der junge Welcker gewesen. Von der Wallung zum Gedanken, von da zur Aussprache in Rede und Schrift war ihm in diesen Jahren der Weg nicht weit — die „Dissonanz zwischen seinen Wahrsagungen und kleinlicher Gegenwart“ hat ihn zuweilen verstimmt, aber niemals angefochten. Wie bei den Besten seiner Generation scheint bei Welcker schon in der Betrachtung ein tätiges Moment zu wirken. Der Unterschied zwischen Theorie und Praxis ängstigt philsitroße Geschlechter, ideologische erkennen ihn nicht an. Solcher Zuversicht lieb Welcker gern den Namen der Religion. Religiös faßt er seinen Gegensatz zum Materialismus des bonapartistischen Systems, zu manchen Äußerungen der höfischen und höfisch beeinflussten Gesellschaft, zu aller Trivialität. Religion ist ihm, was er als „Gesinnung“ über die Klugheit stellt. Zur Schätzung der Religion kommen „die größten Geister auf einen Mittelpunkt zusammen.“ Die Krise, die des Aristophanes „Wolken“ zeitigte, hat er eifrig durchgedacht und mit dem Problem

gerungen, wie man das Gedächtnis des Romikers und des Philosophen versöhnen könne. Er bemerkt hier den „Streit des alten Glaubens mit einer großen Reformation“ und blickt sympathisch nach beiden Seiten. Für sich empfand er kaum je zwischen Frömmigkeit und Freiheit einen Widerspruch. Das Elternhaus hatte den Grundtrieb gepflegt, ohne die Auffassung irgend zu hemmen. Der Vater, weit-herzig und neidlos, warnt wohl „vor dem irreligiösen Geist unserer Zeit“, aber er empfiehlt doch die Religion zunächst als „Stütze der Tugend.“ Er lobt dem Sohne Christian Gottfried Salzmanns „Himmel auf Erden“, das Buch, in dem die vordem von Lessing aus Leibniz erschlossene Immanenz des Ewigen vollstümlich herzlich beschrieben wird. Auf den Studenten wirkte vor anderen Johann Ernst Christian Schmidt, der Theologe philologischen Sinnes. Welcker gewann zum biblischen Schrifttum einen Standpunkt unbefangener Andacht. Wir lesen vor seinem Kommentar zu den katholischen Briefen [1805]: „Neben der wahren Verehrung der glücklich geweckten geistigen Menschheit, die im Neuen Testamente ausgedrückt ist, unterlassen wir nicht die fortgesetzte Bildung, Berichtigung der Begriffe, Reinigung der Empfindung auf dem Wege zur höchsten Menschlichkeit, heilig zu halten.“ Ist das nicht die Ansicht des achtzehnten Jahrhunderts von der „Perfectibilität“, der unendlichen Vervollkommnung des Menschengeschlechts?

Welcker hat diese Ansicht geteilt, vertieft in geschichtlicher Rückschau und dem eigenen Volke zugewendet, dessen Dasein bedroht war. In solchem Sinne war er ein frommer Mann und ein Patriot. Die Gegner aber schalteten ihn einen Humboldtianer.

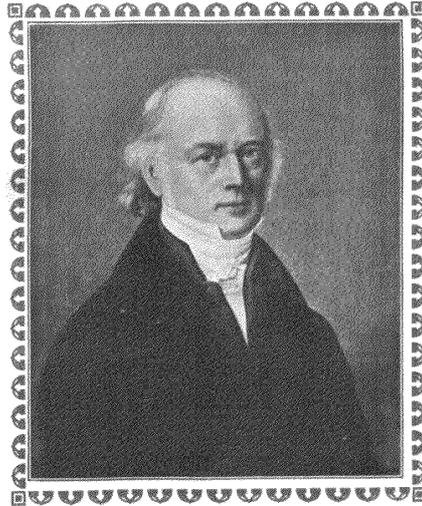
Er hat Wilhelm von Humboldt nahe gestanden als Hauslehrer der Kinder in Rom, er war beglückt auf der Heimreise von Kopenhagen Humboldts in Berlin zu besuchen, der Briefwechsel mit Karoline erhielt ihn mutig und stolz, als er über Gießen schrieb: „ich finde in ihm niemand wieder und niemand möchte sich wohl in mir wiederfinden.“ Sollen wir Humboldt und Welcker vergleichen? Die Traulichkeit ihres Umgangs fordert dazu auf. Humboldt war wohl sparsamer im Gebrauche des Wortes Religion, allenthalben gelassen im Ausdruck; er scheint eine Linie mehr hellenisch, Welcker mehr nordisch; bei diesem drängt sich das ethische Pathos lauter vor, Humboldt bewahrt die ästhetische Haltung — wahrhaftig, sie waren sehr verschieden; und sie blieben Freunde, weil sie zusammentrafen in allen Folgerungen ihres Wesens. Sie wirkten zu einem Ziele; es ist die erfreulichste Paradoxie bedeutender Zeitalter, daß in ihnen die Individuen um so klarer sich abheben, je mächtiger die gemeinsame Idee den Einzelnen durchwaltet.

R. A. Friszsche.

### Wilhelm Balsfer.

Geb. 1780, Professor der Medizin zu Gießen seit 1804, gest. 1846.

**U**n Wilhelm Balsfer, der als bedeutender Arzt und edler Mensch an der Universität und in der Stadt Gießen in ehrenvollem Andenken steht, erinnert in besonders auszeichnender Weise die Stiftung, die seinen Namen trägt. In Dankbarkeit und Verehrung für ihren Arzt schuf diese Stiftung durch letztwillige Verfügung die Gräfin Emilie von Görlich. Der Sohn des Befehlshabers sollte die Leitung der



Wilh. Balsfer. Nach Trautschold.

neuen Heilanstalt übernehmen, starb aber vor ihrer Begründung; an seine Stelle trat Balsfers Schwiegersohn Prof. Dr. Winther und als auch dieser früh starb, dessen Sohn Dr. W. Winther. Seit 1874 dient die Anstalt der Pflege und Heilung von Kranken, insbesondere von Augenkranken. Etwa 50 000 Kranke haben hier Rat und Hilfe, etwa 8000 Augenleidende Aufnahme gefunden.